

HEIMITO VON DODERER

ALBERT PARIS GÜTERSLOH

Briefwechsel 1928 – 1962

*Herausgegeben von
Reinhold Treml*

BIEDERSTEIN VERLAG MÜNCHEN

EINLEITUNG

Die Problematik des Briefwechsels

Zwei relativ mittel- und erfolglose Künstler lernen einander in Gesellschaft kennen. Der jüngere läßt sich von der eindrucksvollen und fordernden Persönlichkeit des älteren in ihren Bann schlagen und übernimmt den Auftrag, ein Buch über diese Persönlichkeit zu schreiben. Ein Briefwechsel beginnt. Die Bekanntschaft wird zur Freundschaft, der Briefwechsel zum intensiven Gedankenaustausch über Probleme, die beide gemeinsam beschäftigen. Zwanzig Jahre später erst stellt sich der ersehnte Erfolg ein, beim jüngeren zuerst, und die Intensität der Beziehung läßt nach: die Briefe werden oberflächlicher. Als der ältere sein Hauptwerk veröffentlicht, bricht der Kontakt schlagartig ab.

Nach dem Tod beider Künstler finden sich die Briefe in den Nachlässen, verstreut im einen, säuberlich geordnet und zusammengefaßt im anderen. Was bewegt uns nun, diesen Briefwechsel zu veröffentlichen, der nie für einen größeren Leserkreis bestimmt war? Was haben die Autoren nicht nur einander, sondern auch uns mitzuteilen?

Am Beginn der Korrespondenz steht Information: Albert Paris Gütersloh stellt sich vor, er berichtet, wie er selbst sich sieht oder zu sehen meint. Heimito von Doderer hingegen baut zielstrebig den Mythos eines Lehrer-Schüler-Verhältnisses zwischen Gütersloh und sich auf, den er in den späteren Briefen unermüdlich zementiert, während Gütersloh oft eigensinnig und selbstmitleidig seine Probleme und Krisen vor dem Freunde ausbreitet. Manchmal stoßen wir dabei auf Texte, in denen die Erzählkunst der Autoren aufblitzt (etwa 31, 54, 84)*; viel häufiger aber wird der Leser von Güterslohs Briefen in das Reich von *Sonne und Mond* mitgenommen, dorthin, wo geringfügige Anlässe zu umfangreichen theoretischen Erörterungen und ausführlichen Exkursen genutzt werden. Hier wie dort erscheint der Aufwand an

* Zahlen in Klammern beziehen sich hier und im folgenden auf die Briefnummern dieser Ausgabe.

„Zentnerworten“ und philosophischer Überhöhung manchmal übertrieben, gelegentlich geht er sogar auf Kosten der literarischen Qualität. Doderer dagegen wollte in seinen Romanen nur erzählen und „verbannte“ die Reflexion in seine Tagebücher: der Leser der Briefe wird also manches wiederfinden, das ihm schon aus den *Tangenten* und den *Commentarii 1951 bis 1956* bekannt ist. Diese Werke sind keine „leichte“ Lektüre. Und auch der Leser des Briefwechsels ist eingeladen, den schwierigen oder wenigstens schwierig formulierten Gedankengängen zweier Menschen zu folgen, die ihr Anders-Sein und ihre Ablehnung des Einfachen bewußt pflegten.

Auf diese Weise gewähren uns die Briefe mancherlei Einblicke in die Entwicklung zweier Schriftstellerpersönlichkeiten und ihrer Lebensumstände. Der Leser lernt zwei – fast möchte man sagen – typische Intellektuelle der Zwischenkriegszeit kennen, die nicht gegen den Strom der immer stärker werdenden deutsch-nationalen Bewegung schwimmen, sondern mit ihm; die diese mit ihren persönlichen Auffassungen von einem mythischen Reich nach mittelalterlicher Vorstellung vermengen und die konkreten politischen Gefahren nicht sehen. Ob beide aus der Erfahrung gelernt haben, mag der Leser entscheiden; daß beide auf ihre Weise dafür gebüßt haben, ist unbestritten.

Obwohl der Leser also zwei Menschen und ihre Zeit kennenlernt, darf er doch nicht übersehen, daß sich ihm nur einzelne Aspekte Güterslohs und Doderers erschließen. Die beiden Persönlichkeiten öffnen sich nie in ihrer ganzen Weite; in den Briefen steht nur, was man den Empfänger gerade wissen lassen will; jeder spielt vor dem anderen eine Rolle, die er sich sorgfältig zurechtgelegt hat und aus der zu fallen er peinlich vermeidet. Dies passiert auch nur dann, wenn etwa Gütersloh sich in extremer materieller Not befindet und um Geld geradezu betteln muß (16).

Am deutlichsten wird der Rollencharakter der Briefe, wenn man sie mit der Korrespondenz an andere Empfänger vergleicht, etwa mit Güterslohs *Briefen an Milena*. Wer den Namen des Verfassers auf den jeweiligen Titelblättern nicht gelesen hat, würde als Briefschreiber zwei völlig verschiedene Personen vermuten. Ähnliches gilt für seine Briefe an den Freund und Verleger Rudolf Haybach, die sich teilweise in der Handschriftensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek befinden, oder für Doderers Briefe an Familienmitglieder (ebenfalls dort einzuse-

hen). Für die Unterschiedlichkeit dieser Mitteilungen liefert Gütersloh selbst eine Erklärung (die uns jedoch nicht der Notwendigkeit enthebt, uns vor Augen zu halten, daß der Briefschreiber stets eine Rolle spielt):

Es ist doch ein Anderes, einem Freunde zu schreiben, als der Geliebten. Im Verkehr mit Jenem spielen die Kategorien der Zeit keine Rolle. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stehen da ziemlich gleichwertig nebeneinander wie die Farben auf der Palette, die ja erst im Bilde zu einer gewissen Reihenfolge kommen. was mich aber mit Dir bewegt ist die pure Gegenwart. (*Briefe an Milena*, S. 50)

Der Briefwechsel bedarf also stets der Relativierung. Sie ist möglich durch den Vergleich mit Briefen an andere Empfänger, mit Tagebüchern, mit den Werken der beiden Autoren, aber auch durch alles, was man an Allgemeinem über die Abfassungszeit der Briefe und über die mehr als unbedeutende Rolle weiß, die ihre Verfasser meistens spielten. Zu einer solchen Relativierung versucht diese Einleitung beizutragen.

DIE BRIEFE

1. Gütersloh an Doderer in Wien

15. August 28
Cagnes s/mer

Werter Freund

Ihre Absicht, über meine Arbeiten zu schreiben, gibt mir die Aussicht auf ein Buch, das ich zu lesen wünsche. Ihres Talentes und Ihrer Zukunft wegen erscheint mir bedeutungsvoll, daß Sie mit dieser Abhandlung eine – so weit dies möglich – neue Form des Biographischen finden: kurz, daß Sie sich selbst ausdrücken und den Gegenstand wie das fluidische Substrat eines Gedichtes meistern. Glauben Sie mir, daß in dem Universum der gegenseitigen Erkennung, so kurz als tief, Alles enthalten ist, auch das konkret Anekdotische. Geht der Instinkt richtig, so dient auch die Phantasie mit der richtig erfundenen Geschichte. Es wäre toll, wenn man aus dem Erlebnis des intuitiven Erschauens einer Seele nicht alle die kleinen belletristischen Zahlen errechnen könnte! Binden Sie sich nur so fest oder lose an die Rücksichten auf Verlag und Leser, als Sie ihnen fruchtbare Hemmungen sind. Und bedenken Sie immer, daß Sie mir dann die größte Freude bereiten, wenn Sie mir tun, was ich Andern tat und immer wieder tun werde: wenn Sie souverain sich selbst durch ihren Gegenstand erklären. Anders steht es mit dem rein Datenmäßigen, das ich Ihnen selbstverständlich gerne gebe, da es das Spirituelle Ihrer Schrift mit Greifbarkeiten höht. Schreiben Sie also, daß ich 87 zu Wien als Sohn einfacher, mir aber höchst bedeutender Leute, geboren worden bin. Im besten und edelsten Maaße typisch für den kleinbürgerlichen, mir so liebenswerten „Nachsommer“ Österreichs, der franzjosefinischen Epoche lehrten sie mich durch ihr einfaches Dasein die Fundamente und Requisiten des realistischen Romans, wie ich ihn schreiben will, kennen. Väterlicherseits aus dem Waldviertel, von der Mutter her aus dem flachen Oberösterreich stammend, einer großen Familie von Bauern, Handwerkern, Geistlichen und Offizieren zugehörend wollte ich ursprünglich meines Vaters verfehlten Beruf, den priesterlichen, erreichen, verfehlte ihn aber gleich ihm. Damit, durch die falsche Stellung zur Welt, der ich verfallen, bei durchaus sazerdotaler Verfassung aber ohne Gnade, hatte ich meine und meiner Bücher Urprobleme ein für alle Mal aufgeregt.

Gleichgültig welche Wege ich ging, bis es zum ersten Schreiben (und Malen) kam. In der Welt lebend, konnte die sazerdotale Verfassung nur immer in der Opposition sein. Es mußte also zu einer Äußerung *gegen* die Welt kommen und immer dort wo sie in der Hypokrisie steht. Das konnte 1909 etwa mit den ersten Gedichten und der „Törin“ gegen den ungeistigen Naturalismus zur unbewußten Mitschöpfung des sogenannten Expressionismus führen, 1913, inmitten des blühendsten Kraftboldtums zu klassisch-realistischer Deskription eines „naturalistischen“ Vorgangs (Der Lügner unter Bürgern) 1915 im noch unveröffentlichten „Prokop“ (die Kiepenheuer'sche „Dichtung“ brachte 16 oder 17 einige Fragmente) zum Hymnus auf den einfachen Menschen, der aus dem Kriege geht, wie man wortlos und ohne Überlegung Gemeines verläßt – um nur einige dieser Stationen der Empörung gegen einige der vielen Metastasen des Herabkommens und Degenerierens von „Ideen“ zu nennen. Hier nun fällt es mir leichter, Ihnen für meine Malereien das aufschlußreiche Wort zu sagen. Diese Malerei befindet sich nämlich, wenn Sie Ungekonntheiten und Sehschwächen des Autodidakten abrechnen gleichfalls auf dem Wege zu Poussin, wie mein Schreiben die „natürliche Tochter“ – diesen seltsamen, gehöhten Realismus – oder desselben Autors „Pandora“ anstrebt. Und dies, inmitten von malenden Taschendieben, Anbetern der Technik oder Nachbetern des Impressionismus. –

Um Ihnen so schnell wie möglich wenigstens eine kleine, von Ihnen erwünschte Anregung zu ihrer Arbeit, zukommen zu lassen, schließe ich für heute und setze in wenigen Tagen fort. Antworten Sie aber doch gleich, ob Ihnen, was ich ziemlich mühevoll zu Papier bringe – da über mich selbst so eindeutig, so wenig symbolisch zu schreiben, mir widerlich – eine Hülfe bedeutet.

Seien Sie bestens begrüßt von Ihrem Sie wertschätzenden und ergebenen
Gütersloh
P.S. Grüßen Sie bestens Gräfin Baumgarten bei Ihrem nächsten Eintritte von mir. Im Winter hoffe ich sie wieder sehen zu können

2. Gütersloh an Doderer in Wien

[Cagnes sur mer]

23. August 28

Werter Freund,

ich bin bei einer Abschweifung stehen geblieben und will auf der geraden Linie fortfahren. Feststellen will ich, daß ich – abgesehen von recht unzulänglichen Versuchen – erst 12/13 und zwar in Paris, wo ich als Journalist schlecht und gar nicht zahlender ungarischer Journale – in Österreich war man damals noch nicht so weit, junge Dichter in den Zeitungen schreiben zu lassen – lebte, zur Malerei gekommen bin. Doch durchaus nicht, als zu einem Berufe von nun ab. Wie überhaupt äußere Einflüsse auf [mich] niemals bis zu dem Grade einer Änderung oder eines eklatanten Wechsels von Beschäftigungen und Meinungen gewirkt haben. Heute wie damals ist mir mein Malen ein kampfloses Ändern des Ausdrucks, abhängig von der intellektuellen Ermüdung, welche die Pausen zwischen meinen Büchern so groß macht. Tritt diese ein so habe ich das Bedürfnis, mich in der begriffslosen Welt der Gebilde und Farben zu erholen, dem acherontischen Schatten ähnlich, der den Fluren der Lebendigen sich nähert, seine bleiche Gestalt zu röten. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Prinzipie des Schöpferischen und seine Kräfte durch diese „Ermüdung“ – wie [ich] den Zustand der Reizlosigkeit des Wortes nenne – nicht alteriert werden und durchaus nicht bei herabgebrannter Kerze das Wie und Was des Malerischen überlegt wird. Dieses vielmehr gleich[t] der neu aus dem Ozean tauchenden Insel, welche aus der Erde einer untergegangen[en] gebildet ward. So groß der Unterschied sein mag, der mein Geschriebenes und mein Gemaltes trennt, so wird man zu geben müssen, daß die Ergebnisse dieser reichlich disparaten Tätigkeiten auf denselben Urheber hin weisen. Und so wenig ich selber einen romantischen Menschen abgebe, so sehr erscheint und ist auch die Fähigkeit *in artibus* polyglott zu reden, romantisch. Wenn man mich, wie dies leider schon geschehen ist, wegen der barocken Möglichkeit des Sichverwandeln ohne Aufgabe des wesentlichen Substrats – wenn man mich also mit Kokoschka verglichen hat, der *in literis* ein schwindelhafter Amateur, eine Art *Cagliostro* des expressionistischen Zeitchens, oder mit Barlach, der seinen *Dostojewski* in

norddeutsche Tunke gelegt, kalt auf dem Theater serviert, so vergißt man, wie wenig die auf die Szene tretenden Maler und Bildhauer von dem mitbringen, was sie in ihrem Metier können und man nennt sie, wegen ihrer Geste des Schreibens, Schreibende; so wie die Hausmeister einen Lokalreporter Schriftsteller nennen. Sich verwandeln heißt nicht: in der neuen Gestalt auch das Bewußtsein und die Fähigkeiten der alten zu tragen –: es heißt, bei gleichem Skelette, durchaus unvermögend zu sein, die eben verlassene Gestalt und ihre besondern Kräfte zu beschwören. Das Andere wäre und ist Taschenspielerei. Wird bei der Verwandlung auch nur ein Minimum der früheren Potenz nicht mitverwandelt, so entsteht Dilettantismus und wir haben es nicht mit echter Verwandlung zu tun. Soviel wieder für heute, da andere Arbeiten drängen. Die nächste freie halbe Stunde gehört dann wieder meinem Biographen.

Herzlichst Ihr

Gütersloh

3. Doderer an Gütersloh in Cagnes

Hinterbrühl b. Mödling

15. September 28

Hochverehrter Meister,

Sie dürften mir mein langes Schweigen verzeihen, wenn ich es mit einer wahren Sturzwelle von persönlichem Ungemach erkläre, die in den letzten vierzehn Tagen über mich dahinging; das Schlimmste unter alledem ist die sehr schwere und ernsthafte Erkrankung meiner Freundin, ein Unglück, das mich ständig zwischen Furcht und Hoffnung hin und her wirft, je nach den wechselnden Nachrichten vom Krankenlager dieses teuren Menschen. Nunmehr scheint eine schwache Besserung eintreten zu wollen. Ich habe mich für einige Tage hierher auf's Land begeben, da mein Nervenzustand schon sehr schlecht war; Ihre mir so wertvollen zwei Briefe nahm ich mit mir und will nun wenigstens dazu bemerken – eine *Fortsetzung* dieser reizvollen Unterweisung durch Sie *von Herzen erhoffend!!!*

Was Sie über das *Wesentliche* meiner Aufgabe sagen, leuchtet mir voll ein; auch wäre mir eine andere Einstellung gar nicht möglich, oder sie wäre unecht. – Ein Punkt, der mich seit jeher zu Fragestellungen reizte, die Duplizität Ihrer Ausdrucksmöglich-

keit, erscheint im zweiten Briefe (vom 28. August) hinreichend beleuchtet, um nun erfasst und verstanden zu werden; hier würde ich am liebsten Ihre eigenen Worte in den künftigen Text aufnehmen! Die essentielle Einheit zwischen Ihrem Geschriebenen und Ihrem Gemalten ist mir (und vielen Anderen) niemals entgangen. Diese *Einheit* scheint zugleich die *Voraussetzung* jener *vollkommenen* Zweiheit zu sein, die den Verwandelten niemals als schreibenden Maler oder malenden Sprachkünstler aus der Verwandlung hervorgehen lässt, sondern eben rein als Eines von diesen Beiden. Dieser Ihr zweiter Brief hat mir, so glaube ich, sehr Wesentliches derart vermittelt, dass es heut' für mich lebendig im Gefühl steht.

Ich hoffe, dass Sie mir, lieber verehrter Meister, bald noch mehr mitteilen werden,

und bleibe mit den besten Grüßen und Wünschen

Ihr ergebener

Heimito Doderer

Wenn Haybach bei Ihnen sein sollte, dann grüssen Sie ihn recht herzlich von mir!

[...]

Zitatnachweis

Heimito von Doderer / Albert Paris Gütersloh: Briefwechsel
1928 – 1962. Hg. v. Reinhold Treml. München: Biederstein 1986,
S. 7 – 11 u. 73 – 79.

Heimito von Doderer-Gesellschaft e. V.

<http://www.doderer-gesellschaft.org> | info@doderer-gesellschaft.org

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages